

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 44.

Posen, den 23. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

31. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Bransen hatte sich im Laboratorium ein primitives Lager aufgeschlagen, doch er legte sich nicht hin. „Ich werde sie zurückschicken,“ dachte er und sehnte den Morgen herbei, um mit klaren Sinnen handeln zu können. Drunten schwirrten die Autos. Es tutete. In der Ferne rauschten die Hochbahnen. Die Spalte in der Tür war noch immer hell.

„Willst du dich nicht hinlegen, Don?“ fragte sie aus dem Bett und richtete sich auf.

Bransen erwiderte: „Schlafe!“

Er saß in Hemdärmeln am Arbeitstisch und stützte das Kinn in die Hände und die Ellenbogen auf den Tisch. Da knarrte es an der Tür, und Rafaella erschien, schlaftrunken ins Licht blinzelnd.

„Was willst du?“ fragte Bransen.

Rafaella lächelte verwirrt. „Nichts,“ entgegnete sie. Sie stand da wie einmal in einem Boot auf dem Adriatischen Meer, nur von ihrem langen, glänzenden Haargewand bekleidet. „Weshalb gehst du nicht schlafen, Don?“

„Ich habe zu arbeiten, Rafaella. Geh, du wirst dich erkälten.“

Rafaella schüttelte den Kopf. „O nein,“ sagte sie. Dann sah sie Bransen mit wachen Augen an. „Don,“ fuhr sie fort, „du grämst dich, daß ich gekommen bin? Ist es so?“

„Nein, ich gräme mich nicht. Ich freue mich über deinen Besuch.“

„Oh!“ rief sie beglückt, und sie trippelte wieder an ihr Bett zurück. Bransen löschte das Licht und legte sich hin; er zog die Decke bis zum Kinn und wickelte sich darein. Zu seinem Erstaunen kam Rafaella nach ein paar Minuten wieder herein, und während sie flüsterte: „Pst! Pst!“ bettete sie sich zusammengerollt neben ihm aufs Sofa.

Am andern Morgen tänzelte sie, nur mit dem Hemd bekleidet, in der Küche herum und bereitete das Frühstück.

Nachdem sie Tee getrunken hatten, sagte Bransen ernst: „Rafaella, ich freue mich, daß du gekommen bist. Aber du darfst nicht lange bleiben. Ich werde dir die Stadt zeigen und du wirst viel sehen. Dann mußt du nach Chioggia zurückfahren.“

Rafaella lächelte erstaunt und schmerzlich: „Don, ich bin nicht gekommen, um die Stadt zu sehen. Ich kam nur beinetwegen. Höre, Don, ich gehe nie wieder nach Chioggia.“

„Ich kann dich nicht brauchen,“ sagte Bransen düster und hart, „du kannst nicht bleiben. Du darfst nicht glauben, Rafaella, daß ich dich zu meiner Frau machen könnte.“

„Du brauchst mich nicht zu deiner Frau zu machen, Don! Warum bist du nur so schrecklich? Aber du brauchst doch jemand, der dir die Wohnung in Ordnung hält, der deine Stiefel putzt, Don, der für dich kocht!“

Bransen stand auf und schritt auf und ab. Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Aber ich gehe nicht,“ sagte sie.

Bransen nahm seinen Hut und ging aus der Wohnung. Er schloß die Tür ab. Dann fuhr er in die Anatomie und arbeitete bis zum Abend. Abends kam er zurück, und wie er die Tür öffnete, flog ihm Rafaella um den Hals.

„Komm!“ sagte er.

Er fuhr mit ihr in einen entfernten Stadtteil und brachte sie in einer Pension unter. Rafaella fiel durch ihr fremdländisches Aussehen und durch ihre dürftige Kleidung so auf, daß die Leute die Augen aufrißen. Bransen überlegte. Er konnte sie nicht so herumlaufen lassen. Er suchte Geschäfte mit ihr auf und kaufte Kleider und Hüte ein. Dann begleitete er sie in die Pension zurück und verabschiedete sich. „Wann kommst du wieder?“ fragte Rafaella bange und hatte das Gefühl, daß er sich nicht mehr um sie kümmern wollte.

„Ich komme morgen. Gute Nacht.“

Rafaella setzte sich an das Fenster in ihrer Stube und schluchzte und heulte. Ach, warum erging es ihr nicht so wie in den Träumen! Warum liebte sie Bransen nicht? War sie denn nicht schön genug?

Sie stellte sich vor den Spiegel und warf ein Kleidungsstück nach dem andern ab, bis sie ganz nackt und unterhüllt da stand, und dann sagte sie, indem sie sich betrachtete: „Don, ich bin doch schön!“

Jetzt begann sie sich anzukleiden; die neuen Sachen. Sie schlüpfte in eine kleine weiße Hose, in ein kleines weißes Hemd und zog ein grünes Wollkleid an. Sie probierte einen Hut und gefiel sich, sie nahm die Handschuhe in die Hand, zog den Zimmer Schlüssel ab und eilte auf die Straße.

Sie sah nichts als eine dicke Wolke, und in der Wolke blendeten Lichter, fuhren Automobile, ertönten Rufe, hasteten Menschen, und die Wolke verschlang alles. Mitten auf der Straße war ein Loch und eine Treppe; sie sprang hinunter. Ein Mann in einer Uniform hielt sie an. „Haben Sie kein Billett?“

„Billett? Niente!“ Und sie ging an eine Kasse und löste sich einen kleinen roten Schein. Jetzt ließ sie der Mann passieren; sie gelangte auf einen Bahnsteig und sah, wie über die blitzenden Schienen ein rotes Ungeheuer schnaubte: die Untergrundbahn. Sie stieg mit anderen Menschen ein und fuhr durch den Tunnel; ihr wurde schwindlig, und sie stieg wieder aus und kletterte auf die Straße.

Diese Straße brüllte ihr wild entgegen; ängstlich schloß sie sich dem Strom der Menschen an und ging mechanisch an den gleißenden Auslagen der Geschäfte vorbei. Sie fühlte sich im Paradies. Neben ihr aber schossen Kolosse vorbei, die mit Menschen bespaßt waren, über ihr rollten Züge, unter der Erde donnerte es. Kleine, freche Gespenster gingen mit Schildern herum, schrien und reizten die Menge auf.

Ein prachtvolles, blinkendes Schloß lockte sie; sie trat ein und war in einem hellen Saal. Ein Mann eilte ihr entgegen und fragte höflich: „Haben Sie schon Platz gefunden, gnädige Frau?“ Rafaella sah ihn

sprachlos an: was hatte er gesagt? Der Mann lächelte und führte sie an einen Tisch, an dem schon ein Herr und eine Dame saßen. Wie sie saß, wurde es plötzlich dunkel, und ein großes, kreisrundes Feuer züchte auf; das Feuer war so hell, daß sie Hunderte von Gesichtern sehen konnte, die in den Kreis starrten. Musik setzte ein, und mit der Musik kamen zwei violette Menschen und tanzten, daß der Boden dröhnte. Und alle Leute klatschten, und sie klatschte auch.

In dem Feuer erschienen nacheinander Sängern, glasköpfige Herren, die endlos redeten und über die gelacht wurde. Japaner, die Bälle auf der Nasenspitze trugen, ein Mädchen mit einer Schlange.

Rafaella bemerkte, daß der Herr an ihrem Tisch sie betrachtete, und daß er kein Auge von ihr ließ. Seine bewundernden Blicke taten ihr wohl. Als der Herr mit der Dame aufstand und ging, sah sie, daß er flüchtig lächelte. Nach einer halben Stunde kam der Herr allein wieder; er verneigte sich und setzte sich. Der Herr sah ihr in die Augen und sagte auf Italienisch: „Ihre ich mich oder sind Sie wirklich Italienerin, Signora?“

Rafaella wurde ganz fröhlich, und während in dem kreisrunden Feuer immer neue Leute erschienen, plauderte sie ganz ungeniert mit dem freundlichen Herrn, der so schlecht Italienisch sprach.

Nun stand sie mit ihm auf der Straße und fragte ihn: „Signore, wo ist die Ferdinandstraße?“

Der Herr rief ein Auto heran, und brachte sie bis vor die Pension. „Grazie, Signore!“ dankte Rafaella und gab ihm die Hand.

Das war ihr erstes Abenteuer in Berlin, und sie schloß glücklich ein, in dem Bewußtsein, daß sie einem Fremden gefallen habe und daß doch auch Don sehen mußte, wie schön sie war.

Und Don sah es, sie glaubte es.

Als er am andern Tag kam, machte er große Augen, als er sie in dem schönen grünen Kleid sah. Aber er sprach nur wenig, sah müde aus, und führte sie eine Stunde spazieren. Dann war sie wieder allein.

Kurz bevor sie Abendbrot essen wollte, klopfte es an die Tür. Ein Herr sei im Empfangszimmer und wünsche sie zu sprechen. Rafaella eilte hinunter.

„Buona Sera, Signora!“

„Oh, grazia milles, Signore!“ Sie nahm lachend einen großen Blumenstrauß entgegen und ferner eine Einladung zum Abend.

Sie beging den Abend in einer riesigen Hotelhalle mit großen marmornen Säulen, zwischen denen kleine kokette Stühle und Tische und märchenhafte Palmen standen. Und diese Wirklichkeit war viel herrlicher als ihre kühnsten Träume.

„Sind Sie aus Rom?“ erkundigte sich der freundliche Herr.

„Nein, aus Chioggia.“ Rafaella strampelte unter dem Tisch mit den Beinen. „Ich bin keine Großstädterin, sondern eine Fischerin! Da staunen Sie, was?“

Der Herr staunte und lachte. „Ich glaube Ihnen nicht, Signora!“

Da erzählte sie ihm, wie sie aus der kleinen grauen Stadt am Meer in den Glanz der Großstadt geflüchtet war.

„Gerade nach Berlin?“ fragte der Herr und blinzelte auf einem Auge. „Was suchen Sie in Berlin?“

„Ich habe hier einen Traum,“ antwortete Rafaella nachdenklich.

„Wollen Sie in Berlin bleiben?“

„Ich möchte, aber ich kann nicht. Die Träume lassen mich im Stich, Signore. Ich kann so lange bleiben, wie mein Geld reicht.“

„Aber bleiben Sie doch,“ beschwor sie der Herr und entwickelte eine Reihe von großartigen Vorschlägen. Und wirklich, nach einer Stunde wußte Rafaella, daß sie bliebe.

Mit welch glücklichen Gefühlen erwartete sie nun Don! Der neue Tag dauerte ihr zu lange und so fuhr

sie zu ihm. Bransen empfing sie verstimmt und mißmutig.

„Aber, Don! Ich will dir doch nicht lästig fallen! Du brauchst dich nicht um mich zu sorgen! Ich will nur dort sein, wo du bist, und du sollst nur ein freundliches Gesicht machen, mehr will ich nicht!“

Bransen hatte inzwischen einen Brief Herolders erhalten mit der Nachricht, daß Rafaella verschwunden sei, und daß sie sich höchstwahrscheinlich in Berlin aufhalte. „Schicke sie uns gleich zurück, Christian, sie ist ganz toll geworden!“

Er drang in sie, daß sie unmöglich hier bleiben könne, aber Rafaella lachte ihn aus. Das schöne, tolle Mädchen dachte nicht daran. Sie erzählte ihm strahlend, daß sie eine Anstellung erhalten hatte; wie sie dazu gekommen war, verschwieg sie. „Don, ich bin glücklich und werde nie wieder gehen!“

Bransen zuckte die Achseln. Er hatte keine Zeit, sich über alle diese Dinge den Kopf zu zerbrechen. Er richtete es so ein, daß er Rafaella nur wenig sah; ab und zu besuchte er sie, und nur aus dem Grund, daß sie nicht zu ihm kam.

Aber einmal kam er und war sehr freundlich zu ihr. An diesem Tage hatte Bransen eine Hoffnung aufgegeben: Diane. Und plötzlich sah er verwundert, wie schön Rafaella war. Sie blendete. Rafaella war gekleidet wie zu einem Ball. Es war nicht mehr die Rafaella aus Chioggia, es war eine neue Rafaella. Er war verblüfft, wie elegant sie gekleidet war, und sie erklärte ihm, daß sie fürchtbar viel Geld verdiene. Rafaella zeigte ihre schönen Zähne und ihr schönes Lächeln und kassierte seine bewundernden Blicke triumphierend ein.

Er blieb die Nacht bei ihr. Er küßte ihren braunen Körper, sah sich auf einer Wiese, die ihm bekannt vorkam, eine bunte Wiese, die von hohen Fichten umgeben war. Ihn wunderte, daß dieser Körper so braun war, er dachte, es müsse ein weißer sein, aber dieser hier war braun, und hier war auch keine Wiese . . . es war Rafaellas Zimmer.

Am anderen Tag fühlte sich Bransen wunderbar frei und stark und beglückt. Er war fröhlich wie lange Zeit nicht mehr und arbeitete nicht in düsterer, sondern in heller Stimmung. Es gab jetzt keinen Abend, an dem er nicht zu Rafaella ging.

Eines Abends wartete Rafaella vergebens. Es war schon neun Uhr, und er kam nicht. Rafaella sah traurig aus; die Einsamkeit bedrückte sie. Als es zehn Uhr wurde, ging sie zum Telephon und rief einen bekannten Herrn an, der ihr Chef war. Ja, er habe Zeit, er wolle sie gern ausführen. Rafaella nahm einen Wagen, holte in trauriger Stimmung den freundlichen Herrn ab, fuhr mit ihm in ein Tanzlokal und trank traurig ihren Sekt.

Bransen aber war nicht traurig, sondern elend, krank, zerschlagen. Er verfluchte sich, daß er nicht ohne Frauen leben konnte, er verfluchte sich, weil die Frauen ihm und seiner Arbeit gefährlich wurden. Er hielt einen Brief in der Hand, aber er las ihn nicht mehr, er kannte ihn schon auswendig. Der Brief war von Diane. Diane war sehr krank gewesen; heute hatte sie zum ersten Male einen Spaziergang gemacht und diesen Brief an ihn geschrieben und ihn zur Post gebracht. Sie wäre nun schon wieder ganz in Ordnung, schrieb sie, und sie hoffe, ihn in ein paar Tagen zu besuchen.

Ein paar Tage vergingen, und Diane kam um sechs Uhr wie damals. Sie war noch bleich und schmal, ihre Augen waren verschleiert. „Wie steht es um Ihre Arbeit, Christian?“ waren ihre ersten Worte.

„Ich bin nahe am Ziel,“ antwortete Bransen, und trotzdem er es wirklich war, sagte er es nicht glücklich. Es fiel ihm ein, daß er sich entschuldigen müsse, aber Diane fiel ihm ins Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Wunder der Liebe.

Oft will das Leben nimmer vorwärts gehn,
bleibt schwarz und ägernd stehn;
O schauerlich vermirrte Tage,
Da alles Lebende in uns sich selber haßt,
Sich selbst an der verhaßten Gurgel haßt,
Anlagend sich und Gott in frevelhafter Frage.

O Wunder, wenn uns dann die Liebe naht
Und unsern Finstern Pfad
Mit ihrer stillen Flamme leuchtet!
Wär' diese Gnade nicht, längst hätten wir
Uns ganz verirrt ins teuflische Nebel
Und Nicht und Gott in uns vernichtet.

Die einzig richtige Methode.

Von Frédéric Daut.

Die Uhr schlug sieben. Im Wohnzimmer dekorierte Mathilde den Tisch mit Blumen. Nur zwei Gedecke. Blumen, gebadene Rücken und festliche Aufmachung kennzeichneten den fünften Jahrestag ihrer Hochzeit mit dem Architekten Ludovic Lebrazier. Diese kleine Festlichkeit war jedes Jahr dieselbe. Herr Lebrazier hätte sich absolut nicht darein gefunden, wenn sie ausgefallen wäre. Nichtsdestoweniger wußte Mathilde ganz genau, daß er sein Entrée wieder feierlich, aufgeblasen und selbstzufrieden ausstaffieren würde — Überraschung heuchelnd, nonchalant die Brauen hochziehend: „Ach — ja — richtig — es ist ja unter Hochzeitstag. „Du willst feiern? Wie kindlich! Na — der Gedanke ist schließlich sehr nett!“

Dann würde man das Rücken verspeisen, eine halbe Flasche moussierenden Weißwein aufziehen — von dem man ein kleines, halbes Glas für das Mädchen übrig ließ — man würde einen Fingerhut voll Likör zum Kaffee nippen, und zum Schluß würde der gnädige Eheherr vorschlagen, ins Kino zu gehn, wie man es mit einem Kinde macht, das man unterhalten will.

Mit nervöser Irritation dachte Mathilde an dieses jährlich wiederkehrende dumme Programm.

Warum hatte sie Lebrazier geheiratet? Diese Frage richtete sie gar oft an sich selbst. Als sie diese Ehe schloß — weil sie keinen bestimmten Mann liebte — weil ihre Eltern Lebrazier gut leiden konnten — und weil die Heiratsmöglichkeiten heutzutage nicht gerade an den Bäumen hängen, besonders für unvermögende Wesen — war sie sich gar nicht klar darüber gewesen, was sie eigentlich tat. Sie war unter Lebraziers Herrschaft gekommen, wie ein Kind, das man in einer Erziehungsanstalt eingesperrt hat. Genau wie bei einem furchtsamen Kinde schlummerte in ihr der Empörungsdrang und die Vergeltungslust hinter ihrem bescheidenen und stillen Neuhäuten.

Lebrazier war Egoist, und in seinem hochmütigen Ehrgeiz und seiner zunehmenden Furcht, etwa übersehen zu werden, verkannt zu werden, hatte er sich nicht mal gemert, mit Ausprüchen zu kommen, wie: „Das soll ja weiter kein Vorwurf sein — aber ich stelle nur fest, daß ein Mann wie ich sehr gut hätte eine reiche Erbin heiraten können — aber wenn man, wie ich, Idealist ist . . . Ich hätte große Dinge schaffen können, wenn meine Frau Geld in die Ehe gebracht hätte — Geld oder Verbindungen — — —“ Mathilde war verzweifelt. Der kindliche Nachdurst garte in ihr — und oftmals mußte sie, um sich beherrschen zu können, das Zimmer verlassen. — — —

Herr Lebrazier betrat das Speisezimmer. Feierlich, majestätisch, wie immer, aber scheinbar bewegt. Er streifte die gedeckte Tafel mit flüchtigem Blick, hob die Brauen und sagte:

„Ach — ja — es ist ja wahr — der Hochzeitstag!“

Dann schlug er plötzlich einen ganz anderen Ton an:

„Ich habe einen Staatsauftrag bekommen,“ sagte er stolz und mit Nachdruck. „Endlich läßt man mir Gerechtigkeit widerfahren — mein Glück ist gemacht — gemacht — sage ich dir! Geld massenhaft zu verdienen. — Werde selbstverständlich ausgezeichnet werden! Unvermeidlich! Erfolg auf der ganzen Linie! Endlich werde ich anerkannt! Mein Glück ist gemacht — Voilà —“

Er sagte „mein Glück“ — nicht „unser“ Glück — das kleine Wort „mein“ gab den Ausschlag für — Mathilde. Lebrazier stand vor ihr. Triumphierend, aufgeblasen, eitel — selbstvergötzt stand er breitbasig da — — —

Sie ging dicht an ihn heran.

„Tjaaa — sooo — dein Glück ist also gemacht,“ sagte sie. Von einer unwiderstehlichen Eingebung gepackt, hob sie den Arm und schlug mit der ganzen Kraft ihrer feinen, aber starken Hand eine Ohrfeige auf seine grobhäutige Wade, daß es nur so knallte. „Bitte sehr!“ rief sie herausfordernd. „Da hast du's — das, was du längst verdient hast! — Nun hast du's — — —“

Herr Lebrazier stand da wie eine Katze, wenn's donnert.

„Was soll das heißen?“ stammelte er, indem er sich die Wade hielt.

„Das soll heißen, daß wir beide fertig sind miteinander, verstehtst du? Du hast ja dein Glück gemacht, und ich werde meinen Weg gehen — dann sind wir beide zu einem Resultat gekommen — mit einem Schlag! Du bist, weiß Gott, kein un-

gänglicher Mensch, es war schwer genug, mit dir fertig zu werden; nach deinem Erfolge wirst du ganz und gar unausstehlich und unerträglich werden! — Man ließ dir Gerechtigkeit widerfahren, jamohl, und jetzt habe ich ein gleiches getan! — Lebwohl! Und ich jetzt deine Rücken!“

Lebrazier holte sie ein, bevor sie die Tür erreicht hatte. Als sie sich umdrehte, sah sie ein Gesicht, das sie gar nicht kannte, ein verblüfftes, imponiertes Gesicht.

„Mathilde!“ rief er, „was habe ich dir denn getan! — Du mußt mich nicht verlassen — — das weißt du doch, es muß ja die Überraschung sein, die dir auf die Nerven gegangen ist, mein Freund. Nun wollen wir beide richtig glücklich sein — wir zwei beiden . . .“

Er war ganz verändert. Er liebte sie also wirklich!

„Komm nun, Mathilde, setz dich her! Wir wollen die Rücken essen, und heute gib's Champagner. Nachher will ich dir alles erzählen — wir wollen Pläne schmieden — es soll ein richtiger Hochzeitstag werden heute . . .“

Mathilde schielte nach der großen, groben Wade, die die kräftigen Spuren von fünf schlanken Fingern trug.

„Diese Methode hätte ich schon längst anwenden sollen“ dachte sie . . . (Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.)

Justizmord an einem Kinde.

Aus den Erinnerungen des Direktors des Sing-Sing-Gefängnisses.

Der Direktor des berühmten amerikanischen Sing-Sing-Gefängnisses, der vor kurzem an einen Herzschlag verstorben ist, hat sein Amt dazu benutzt, das Los der Strafgefangenen nach Möglichkeit zu erleichtern. Der Hauptkampf seines Lebens galt der Todesstrafe. Seine Briefe und Erinnerungen bringen eine Anzahl höchst interessanter wie auch erschütternder Erlebnisse. Aus Anlaß seines Todes wird einer der entsetzlichen Justizmorde wieder ausgegraben, der je die Öffentlichkeit in Erregung versetzt hat. Es handelt sich um Verurteilung zum Tode auf Grund eines Indizienbeweises.

Ein fünfzehnjähriger Knabe war eines Sonntags mit einem Kameraden nach dem Sciotofluß gegangen, um zu baden. Er lehrte allein nach Hause zurück, sein Kamerad war verschwunden. Drei Wochen später fand man eine Leiche in dem Schlamm des Flusses, die schon so weit verwest war, daß die Gesichtszüge nicht mehr zu erkennen waren. Die Eltern des verschwundenen Knaben besichtigten die gefundene Leiche, entdeckten ein Muttermal und stellten fest, daß es die Leiche ihres Sohnes sei. Der Knabe, der damals mit dem Freunde zum Baden gegangen war, mußte ihn also getötet haben. Er wurde auf diesen Verdacht hin verhaftet. Sofort meldeten sich zahlreiche Zeugen, die die beiden Knaben am Fluß zusammen gesehen hatten. Sie hatten beobachtet, wie die beiden plötzlich in Streit geraten waren, darauf hatte der eine, in dem sie mit Sicherheit den jetzt Angeklagten erkannten, den andern beim Arm gepackt, ihn zum Fluß hinabgezerrt und geschrien: „Jetzt werfe ich dich ins Wasser.“ Zwei Männer und eine Frau hatten diesen Auftritt mitangesehen und schworen, daß sie die Drohung deutlich gehört hätten. Der Indizienbeweis war also lückenlos erbracht, und der Knabe wurde zum Tode verurteilt.

Am Tage vor der Hinrichtung noch versicherte er seine Unschuld. Er gab alles zu, was die Zeugen ausgesagt und beeidigt hatten: Er und der Freund seien zusammen zum Fluße gegangen, unterwegs hätten sie sich gezannt und gebalgt, aber eigentlich nur im Spaß. Der andere hätte die Oberhand bekommen und ihn zu Boden geworfen. Endlich habe er sich wieder aufraffen können und nun dem andern gedroht, er werde ihn in den Fluß werfen — wie eben Knaben so etwas sagen. — Aber dann habe er nach Hause gehen müssen und sich von Bob getrennt. Er habe ihn nicht wiedergesehen. Als nach einiger Zeit die Leiche gefunden wurde, sei er verhaftet worden und in Kreuzverhör genommen. Er habe ausgesagt, daß der Freund, als er sich von ihm getrennt, munter im Wasser umhergeschwommen sei, dabei müsse er bleiben. Aber die Richter hätten ihm nicht glauben wollen.

Die Hinrichtung wurde vollzogen und Augenzeugen schilderten die herzerregende Szene, wie dieser Knabe mit dem unschuldbigen Kindergesicht die Todesangst zu unterdrücken versuchte, aber sein Gesicht war bleich und sein Blick gläsern. Er wurde mit Riemen auf dem elektrischen Stuhl festgeschmalt und die Elektroden auf dem abrazierten Schädel und dem nackten Lein besetzt. Der Direktor des Gefängnisses forderte ihn auf, sich schuldig zu bekennen. Im Falle des offenen Geständnisses solle noch eine Vergnadigung erwirkt werden. Aber der Knabe schüttelte den Kopf. Mühsam stammelten seine Lippen: „Ich bin nicht schuldig. Ich habe Bob nicht getötet.“ Da gab der Gefängnisdirektor das Signal. Eine blaue Flamme umzudte den Kopf des Knaben, daß die Züge scharf beleuchtet wurden. Der Körper wand sich und über die Lippen kam ein leises Nechzen. Dann wurde der Strom ausgeschaltet und der Knabe war tot.

Erst nach langer Zeit kam die Wahrheit an den Tag . . . Die Zeitungen brachten spaltenlange Brichte, und es gab niemanden, der nicht im heißen Mitleid an den Knaben dachte, der sein junges Leben auf so entsetzliche Weise hatte lassen müssen. Der Zeitgleaube, dessen Leiche man im Flußschlamm gefunden zu haben meinte, tauchte in Portsmouth auf. Es war alles genau so gewesen, wie der Angeschuldigte erzählt hatte. Als der Kamerad ihn vertiefte,

